

### 3 Was ist eine textadäquate und zielsprachengerechte Übersetzung?

Der höchste Anspruch, den man traditionell an eine Übersetzung stellt, ist die sogenannte *Werktreue*. Wenn eine Übersetzung diesem Anspruch gerecht wird, hat sie ihr Ziel erreicht.<sup>8</sup> Aber ist dieses Ziel überhaupt zu erreichen?<sup>9</sup>

Wenn man davon ausgeht, dass ein literarisches Werk eine spezifische Einheit von Inhalt und Form ist, kann eine Übersetzung dem Prinzip der Werktreue gar nicht gerecht werden. Denn auch sie ist eine spezifische Einheit von Form und Inhalt, die *eo ipso* mit dem Original nicht identisch ist. Denn jede natürliche Sprache determiniert die Art und Weise, wie Welt und Wirklichkeit von den jeweiligen Sprachbenutzern gesehen und verstanden werden, und spiegelt immer nur eine bestimmte Sicht auf die Welt wider. Autor, Übersetzer und Leser leben in unterschiedlichen *worlds of reality*, d.h. in unterschiedlichen Lebenswelten und historisch-kulturellen Kontexten. Dass einst „siebzig Menschen“ (*Septuaginta*) es geschafft haben sollen, für denselben Text unabhängig von einander völlig identische Übersetzungen anzufertigen, ist eine großartige Legende. Dieser Vorgang ist wohl kaum wiederholbar.

Weil eine Übersetzung erfahrungsgemäß ein *übersetzerspezifisches* Rezeptionsprodukt ist, sind auch immer wieder *neue* Übersetzun-

---

<sup>8</sup> Dazu SCHADEWALDT 1963, 251: „Treue ist von vornherein mit dem strengen Begriff des Übersetzens gegeben, in ihr vollendet die Übersetzung ihr Wesen. Welcher Grad aber und welche Art der Erhaltung und Erneuerung des Originals durch die Mittel der eigenen Sprache Treue ist, darüber denkt der einzelne Übersetzer und dachte das jeweils übersetzende Zeitalter verschieden.“

<sup>9</sup> SCHADEWALDT 1963, 254: „Wie sollte es je möglich sein, den ‚Sinn‘ eines Wortes, eines Satzes, einer Schrift, den Gehalt eines Gedichtes aus den Formen seiner notwendigen sinnlichen Erscheinung herauszunehmen und mit Worten und Sätzen einer anderen Sprache zu verschmelzen, welche doch

gen erforderlich.<sup>10</sup> Dadurch wird nicht zuletzt dem Original eine ebenso dauerhafte wie wechselhafte Wirkung und Rezeption ermöglicht. Mit Walther Killy ist wohl daran festzuhalten, „dass Übersetzung eine noble Form der Annäherung und Aneignung darstellt, die schon deshalb immer wieder unternommen wird, weil ein jeder immer wieder den gleichen Text auf seine Weise neu zu erwerben sucht.“<sup>11</sup>

Weil Übersetzungen der „Mode“ unterworfen sind, „altern“ und veralten,<sup>12</sup> ist jeder neue Übersetzer berechtigt, diese hinsichtlich ihrer Nähe zum Original, ihrer Lesbarkeit und Verständlichkeit übertreffen zu wollen (im Sinne der *aemulatio*).

Verstärkt wird der Eindruck von der Vorläufigkeit einer Übersetzung noch dadurch, dass die Leser des übersetzten Textes über unterschiedliche Rezeptionsbedingungen verfügen. Sie rezipieren *nicht die*, sondern *eine* Übersetzung – schon der Übersetzer hatte *nicht den*, sondern *einen* ausgangssprachlichen Text rezipiert.

Die Vorläufigkeit einer Übersetzung entspricht der Vorläufigkeit des Verstehens. Wie es keine objektiv „richtige“ Übersetzung gibt, so ist auch die Erschließung des vollen Textsinnes unmöglich:

Die Ausschöpfung des wahren Sinnes aber, der in einem Text oder in einer künstlerischen Schöpfung gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluss, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozess. Es werden nicht nur immer neue Feh-

---

die Funktionen eines andersartigen Sinngehalts, eben der anderen Sprache sind?“

<sup>10</sup> Ein einziger Übersetzer kann nicht gleichzeitig alle Dimensionen des Originaltextes zur Geltung bringen. Es ist „die Beschränktheit allen Übersetzens, dass es nie die Ganzheit des Originals zu erschöpfen, sondern allenfalls Aspekte zu eröffnen vermag“ (SCHADEWALDT 1958, 325f.). Dazu auch STIERLE 2011: Es sei gut, wenn es viele Übersetzungen gebe, an deren gemeinsamem Horizont das Original aufleuchte.

<sup>11</sup> KILLY 2000, 47f.

<sup>12</sup> Man kann durchaus von der „Halbwertszeit“ einer Übersetzung sprechen. Aber wie lange dauert diese? Unter Halbwertszeit versteht man bei radioaktiven Stoffen und instabilen Elementarteilchen die Zeit, in der die Hälfte der Atome des Elements bzw. der Teilchen zerfallen ist. Wenn man von der „Halbwertszeit“ einer Übersetzung spricht, bedeutet dies, dass die „Hälfte“ der Übersetzung durchaus erhalten bleiben kann, die andere aber erneuert werden muss.

lerquellen ausgeschaltet, so dass der wahre Sinn aus allerlei Trübungen herausgefiltert wird, sondern es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren [...].<sup>13</sup>

Der Text ermöglicht und verlangt im Akt des Lesens immer wieder neue Vernetzungen mit dem Bewusstsein des Lesers.<sup>14</sup>

Das Wissen um die Aussichtslosigkeit einer in jeder Hinsicht werktreuen Übersetzung<sup>15</sup> darf jedoch nicht dazu verleiten, bestimmte, allgemein vermittelbare *Übersetzungsmaximen* zu missachten. Dazu gehören die Wahrung der *taktvollen Distanz*<sup>16</sup> zum Original, die Vermeidung von Amplifikationen (Erweiterungen), Abundanzen (Übersteigerungen), Reduktionen (Verringerungen) oder Extenuationen (Ausdünnungen) und der Verzicht darauf, die vom Autor beabsichtigten Andeutungen und Unklarheiten (z.B. durch Konkretisierung von Abstraktem)<sup>17</sup> zu explizieren oder Leerstellen des Originals zu füllen. Der Übersetzer vermeidet die Monosemierung gewollter Polysemie und verzichtet auf erklärende Zusätze, die Fremdartiges tilgen oder übertünchen sollen.<sup>18</sup>

In meiner Übersetzung von Ciceros Schrift *De divinatione*<sup>19</sup> bin ich von dieser Regel bewusst abgewichen. Denn die Übersetzung verfolgte das Ziel, den zeitgenössischen Leser, der den lateinischen Text nicht zu Verfügung hat, Ciceros Gedanken in ihrer aktuellen Bedeutung nachvollziehen zu lassen. Aus diesem Grund wurden notwendige sachliche Erläuterungen bisweilen gleich in die Übersetzung eingearbeitet. Dadurch konnten vielfach zusätzliche An-

---

<sup>13</sup> GADAMER 1975, 282.

<sup>14</sup> Dazu HEILMANN 1993.

<sup>15</sup> „Keine Übersetzung kann dem Original treu sein, sonst wäre sie das Original selbst.“ So Karlheinz STIERLE in seiner Rezension der Dante-Übersetzung von Kurt FLASCH, in: *Die Zeit* vom 15. 12. 2011.

<sup>16</sup> SCHADEWALDT 1958, 325 spricht von dem „übersetzerischen Takt, der über allen Prinzipien des Übersetzens steht.“

<sup>17</sup> SEELE 1995, 45f.

<sup>18</sup> Homer charakterisiert Nestor z.B. als „vernünftig denkend“. Raoul SCHROTT, der jüngste Ilias-Übersetzer (München 2008), übersetzt den zitierten Vers (*Ilias* 2,78) folgendermaßen: „Doch da trat nun Nestor, der stets das Wohl aller im Auge behielt, in die Mitte und meinte ...“

<sup>19</sup> NICKEL 2011, 9f.

merkungen vermieden werden. Das Vorbild für dieses Verfahren lieferten die Schreiber der Manuskripte, die im Mittelalter lange vor der Erfindung des Buchdrucks für die Erhaltung und Verbreitung antiker Texte sorgten und immer wieder schwer verständliche Stellen mit erklärenden Randbemerkungen (Glossen) lesbarer machen wollten.

In die Übersetzung wurde also gelegentlich ein erklärendes Attribut oder eine Apposition als „Glosse“ eingefügt. Beispiele: *div.* 1,46: Hier erwähnt Cicero die persischen Magier; ein mittelalterlicher Schreiber fügte – gewissermaßen in Klammern – hinzu: „Das sind Leute, die bei den Persern als weise und gelehrte Männer galten.“ Dementsprechend heißt es in meiner Übersetzung: „Warum soll ich noch aus der ‚Persischen Geschichte‘ des Dinon zitieren, welche Auskunft die weisen und gelehrten persischen Traumdeuter, die sogenannten Magier, dem berühmten König Kyros gegeben haben?“

Noch einige weitere Beispiele: Cicero sagt *div.* 1,47 *in barbaris gentibus*. Das bedeutet eben nicht „bei den barbarischen Stämmen“. Um zu verdeutlichen, was gemeint ist, heißt es: „... nicht nur bei den Griechen und Römern, sondern auch bei den fremden Völkern.“ Um eine Anmerkung zu vermeiden, lautet die Übersetzung für *Coelius scribit* (1,28): „Der Historiker und Verfasser einer Geschichte des 2. Punischen Krieges, Coelius Antipater, schreibt ...“ Mitunter verzichtet die Übersetzung auch auf Namen oder Begriffe, die eine umfänglichere Erklärung erfordert hätten: Das Verständnis des Textes wird nicht geschmälert, wenn z.B. der religiöse Begriff der „Devotion“ (1,51) nicht mithilfe einer umfänglichen Anmerkung erklärt, sondern vereinfachend mit „rituellem Selbstopfer“ übersetzt wird. „Areopag“ (1,54) wird unter Verzicht auf eine ausführliche Anmerkung gleich mit „höchstes Gericht in Athen“ übersetzt. Viele Anmerkungen und Erläuterungen werden auch durch eine paraphrasierende Übersetzung überflüssig. Für Ciceros Satz „Als ich in Asien als Prokonsul für die Verwaltung verantwortlich war ...“ (1,58) steht in der Übersetzung: „Als ich in Asien meinen verantwortungsvollen Posten bekleidete ...“ Auch Ortsnamen können durch erklärende Zusätze erweitert werden (z.B. 1,59): Im Falle des Ortsnamens Atina heißt es dann „Atina in Lati-

um“. Wenn von den *Parilia* der Stadt Rom die Rede ist (2,98), dann wird in der Übersetzung gleich auf die traditionellen Geburtstagsfeiern hingewiesen und auf eine Anmerkung verzichtet. In 2,100 bekommt Dikaiarchos gleich die Apposition „der Aristotelesschüler“. Die Stoiker werden in 2,104 nicht einfach nur als „Dialektiker“ angeredet, sondern zugleich noch als „stoische Meister des Argumentierens“.

Dass Übersetzungen oft von Motiven und Intentionen geprägt sind, die über das Original hinausweisen und dieses sogar zu bestimmten Zwecken instrumentalisieren, zeigt beispielhaft schon der Umgang der Römer mit griechischen Texten. Römische Übersetzer pflegten bedenkenlos lexikalisch-semantiche Modifikationen vorzunehmen, griechische gegen urrömische Begriffe und Vorstellungsinhalte auszutauschen, ausgangssprachliche an zielsprachliche Normen anzupassen und ausgangssprachliche mit zielsprachlichen Bildern zu ersetzen. Die römischen Komödiendichter übersetzten und kontextualisierten Partien aus ihren griechischen Vorbildern so, dass sie auf der römischen Bühne erfolgreich wirken konnten und bei einem römischen Publikum ankamen. Hier ging es um *Wirkung*, nicht um *Werktreue*. Ciceros Übersetzungen schließlich dienten vorrangig dem Zweck, die griechische Philosophie in Rom einzubürgern, und waren im Grunde nichts anderes als die Fortsetzung des römischen Imperialismus mit anderen Mitteln.<sup>20</sup>

Schon Friedrich Nietzsche hat diese Situation treffend charakterisiert:

Man kann den Grad des historischen Sinns, welchen eine Zeit besitzt, daran abschätzen, wie diese Zeit Übersetzungen macht und vergangene Zeiten und Bücher sich einzuverleiben sucht. [...] Wie übersetzten sie [die Römer] in die römische Gegenwart hinein! Wie verwischten sie absichtlich und unbekümmert den Flügelstaub des Schmetterlings Augenblick! So übersetzte Horaz hier und da den Alcäus oder den Archilochus, so Properz den Callimachus und Philetas (Dichter gleichen Ranges mit Theokrit, wenn wir urteilen dürfen):

---

<sup>20</sup> Zu Ciceros Verständnis von Philosophie als Dienst am Staat vgl. DUNSCH 2000.

was lag ihnen daran, dass der eigentliche Schöpfer dies und jenes erlebt und die Zeichen davon in sein Gedicht hineingeschrieben hatte! – als Dichter waren sie dem antiquarischen Spürgeiste, der dem historischen Sinne voranläuft, abhold; als Dichter ließen sie diese ganz persönlichen Dinge und Namen und alles, was einer Stadt, einer Küste, einem Jahrhundert als seine Tracht und Maske zu eigen war, nicht gelten, sondern stellten flugs das Gegenwärtige und das Römische an seine Stelle. Sie scheinen uns zu fragen: „Sollen wir das Alte nicht für uns neu machen und uns in ihm zurechtlegen? ...“ Sie kannten den Genuss des historischen Sinns nicht; das Vergangene und Fremde war ihnen peinlich, und als Römern ein Anreiz zu einer römischen Eroberung. Und in der Tat, man eroberte damals, wenn man übersetzte – nicht nur so, dass man das Historische wegließ, man fügte die Anspielung auf das Gegenwärtige hinzu, man strich vor allem den Namen des Dichters hinweg und setzte den eigenen an seine Stelle – nicht im Gefühl des Diebstahls, sondern mit dem allerbesten Gewissen des *imperium Romanum*.<sup>21</sup>

Die den Römern fremde moderne Übersetzungsästhetik lässt sich vielleicht daraus erklären, dass heutige Übersetzer im Gegensatz zu römischen Übersetzern in der Regel keine klar definierten Zwecke mit ihren Übersetzungen verfolgen. Diese sollen den Texten adäquat oder gar äquivalent sein. Dieses Ziel lässt keine „Zweckentfremdung“ zu. Der moderne Übersetzer dient dem Text, der römische benutzt ihn und will ihn mitunter sogar überbieten. Beide sind sich mit Sicherheit darin einig, verständlich zu sein.

Ein Beispiel: Catull übersetzt mit seinem *carmen* 51 *Ille mi par esse videtur* [...] die Sappho-Ode 31 *Φάινεται μοι κήνος* [...]. Auf seine Amplifikationen soll hier im Einzelnen nicht eingegangen werden.<sup>22</sup> Aber die letzte Strophe des Catullgedichts *Otium Catulle, tibi molestum est* [...] ist offensichtlich eine Amplifikation, mit der Catull „eine neue Note in das Gedicht hineingebracht“<sup>23</sup> hat. Auch Catull verstand seine Aufgabe als *aemulatio*, „als möglichst

<sup>21</sup> Friedrich NIETZSCHE, *Die fröhliche Wissenschaft* II,83 [ed. Karl SCHLECHTA. Bd. 2, 91f. = KSA 3, 438f. ]

<sup>22</sup> Vgl. SEELE 1995, 45–47.

<sup>23</sup> SEELE 1995, 46.

überbietendes Konkurrieren mit dem Original.“<sup>24</sup> Man kann hier das Risiko der Verallgemeinerung eingehen: „Die antiken Übersetzer amplifizierten oder reduzierten ihre Vorlagen; sie modifizierten die Semantik ihres Ausgangstextes, wenn dies in ihrem eigenen oder im Interesse ihrer Leser lag; sie traten mit ihren Originalen in Wettstreit ...“<sup>25</sup> Auch wenn der moderne Übersetzer in diesen Wettstreit nicht eintritt, lässt er sich auf ihn ein, wenn er zur Beseitigung von Kommunikationsbarrieren mit leserfreundlichen Absichten in den Text eingreift. Diesem Zweck können erklärende *Fußnotentexte* dienen. Allerdings ist die Grenze zwischen notwendigen und überflüssigen Erklärungen schwer zu ziehen, da man nur vermuten kann, welche für das Verständnis des Textes erforderlichen Kenntnisse dem Leser fehlen.<sup>26</sup>

Der Respekt vor dem Original verbietet aber nicht nur die Aufhellung von Dunkelheit und die Beseitigung von Schwierigkeiten, sondern auch jede Effekthascherei durch Trivialisierung, Infantilisierung, Vulgarisierung, Anbiederung, Jovialisierung oder krampfhaftige Aktualisierung.<sup>27</sup> Derartige Versuche können zu schwerwiegenden Missverständnissen führen, textferne Assoziationen und irreführende Bildvorstellungen auslösen<sup>28</sup> oder weitreichende Verstehensillusionen bewirken. Der seriöse Übersetzer wird z.B. das „Skeptron“ des Agamemnon (*Il.* 2,46) nicht mit „Marschallstab“ (Schrott) wiedergeben oder Odysseus (*Il.* 2,161) als einen Mann bezeichnen, der „Zeus das Wasser reichen“ konnte und als einziger der Griechen, die nach Hause wollten, nicht versuchte, „sein Schiff flottzukriegen“, weil ihm das Gerede um den Abbruch der troischen Expedition „gegen den Strich“ ging (Schrott). Der Übersetzer lässt auch Odysseus nicht zu einem unwilligen Kämpfer sagen (*Il.* 2,200): „Was ist bloß in dich gefahren? Setz dich auf deinen Hintern . . . , du feiger Sack!“ Auch Hektors Worte an seinen Bru-

---

<sup>24</sup> SEELE 1995, 47.

<sup>25</sup> SEELE 1995, 11.

<sup>26</sup> ORTEGA Y GASSET 1957, trat im Rahmen seines Plädoyers für eine Übersetzung, die den Text nicht modernisiert, sondern seinen fremden Charakter betont, für die Fußnote als Verständnishilfe ein.

<sup>27</sup> DRÄGER 2009 wirft Raoul Schrott diese Fehler vor (DRÄGER 2009).

<sup>28</sup> Dazu auch SEELE 1995, 70f.

der Paris (*Il.* 3,39), der dem Zweikampf mit Menelaos (mit göttlicher Hilfe) entkam, dürfte der Atmosphäre des Originals nicht entsprechen: „Paris – du Parodie!<sup>29</sup> Nichts als ein Blender bist du, ein Weiberheld, der jetzt noch dazu seinen Schwanz einzieht!“<sup>30</sup>

Schrotts Übersetzung will zwar eine dem Original äquivalente Wirkung („Wirkungsäquivalenz“) erzeugen. Ob aber „Wirkungsäquivalenz“ nach mehr als 2500 Jahren überhaupt möglich ist, sei dahingestellt. Sollte man sich nicht lieber darauf beschränken, eine Übersetzung als ein übersetzerspezifisches Rezeptionsdokument zu begreifen? Dann trifft Umberto Ecos Motto „Dire quasi la stessa cosa“ (Milano 2003; „Quasi dasselbe mit anderen Worten . . .“) auf das Übersetzen und die Übersetzung nicht zu. Denn eine Übersetzung ist immer ein neuer, anderer Text.

Daraus folgt jedoch keine rigorose Entscheidung für oder gegen eine *zielsprachenbezogene* oder eine *ausgangssprachenbezogene* Übersetzung. Schon Goethe hatte diese – nur „mit Gefühl und Geschmack“ – aufzuhebende Antithese thematisiert,<sup>31</sup> die gewöhnlich durch die immer wieder beschworene Gegenüberstellung von „wörtlich“ und „frei“ trivialisiert wird. Eine „freie“ ist eine zielsprachenorientierte und transponierende Übersetzung, eine „wörtliche oder wortgetreue“ dagegen eine ausgangssprachenorientierte und dokumentarische Übersetzung. In der Praxis kann diese als „Arbeitsübersetzung“ dienen und die Vorstufe einer zielsprachlich orientierten Übersetzung sein.

Wenn Terenz im Prolog (10–11) zu den *Adelphen* die Formulierung *verbum de verbo* verwendet, meint er damit übrigens nicht „wörtlich“, sondern „singemäß“. Er habe einen bestimmten griechischen Text in die *Adelphen* eingefügt und „singemäß“ wieder-

---

<sup>29</sup> Das ist alliterierend-wortspielerische Effekthascherei wie der Titel des Drogenratgebers „Opium bringt Opi um“ von James Nestor.

<sup>30</sup> Strotzend vor verbalen Anachronismen ist auch der Redestreit zwischen Thersites und Odysseus (*Il.* 2,225–242 u. 246–264) in Schrotts Übersetzung.

<sup>31</sup> Goethe in der Schrift: *Zu brüderlichem Andenken Wielands* (1813), abgedruckt bei StÖRIG 1963, 35: „Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, dass der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, dass wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, dass wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden

gegeben, d.h. er habe das in diesem Text „Gemeinte“ wiedergegeben.<sup>32</sup> Mit dieser Entscheidung wird Terenz auch seinem primären Ziel einer Orientierung am römischen Publikum gerecht (*Andria*, Prolog 1–3): „Als der Dichter sich dem Schreiben zuwandte, glaubte er, dies allein sei seine Aufgabe, dass die Geschichten, die er verfasste, dem Volk gefielen.“

Cicero weist darauf hin, dass seine Landsleute *non verba, sed vim*, d.h. nicht einfach nur Wörter, sondern das Gemeinte oder die Bedeutung der Wörter übersetzten (*ac.* 1,10):

Du führst zwar eine plausible Begründung (für eine unzureichende philosophische Bildung) an: Denn entweder werden die Gebildeten es vorziehen, die griechischen Originale zu lesen, oder diejenigen, die sie nicht kennen, werden nicht einmal diese Texte (= unsere Übersetzungen) lesen. Aber mich überzeugst du mit dieser Begründung durchaus nicht; es ist vielmehr so: Sowohl diejenigen, die die griechischen Originale nicht lesen können, als auch diejenigen, die es können, werden diese Übersetzungen in ihre eigene Sprache nicht verachten. Was wäre denn der Grund dafür, dass die Kenner der griechischen Literatur lateinische Dichter lesen, griechische Philosophen aber nicht? Oder wenn ihnen Ennius, Pacuvius, Accius und viele andere Freude machen, die nicht die Worte (*non verba*), sondern die Wirkung (*vis*) der griechischen Dichter wiedergegeben haben – um wieviel mehr werden ihnen die Philosophen Freude bereiten, wenn diese, wie jene Aischylos, Sophokles und Euripides, Platon, Aristoteles und Theophrast nachahmen (*imitari*). Wie ich sehe, werden jedenfalls einige unserer Redner gelobt, die Hypereides oder Demosthenes nachgeahmt haben.

Causam autem probabilem tu quidem affers: aut enim Graeca legere malent, qui erunt eruditi, aut ne haec quidem, qui illa nescient. sed eam mihi non sane probas; immo vero et haec, qui illa non poterunt et qui Graeca poterunt, non contemnent sua. quid enim causae est, cur poetas Latinos Graecis litteris eruditi legant, philosophos non legant? an quia de-

---

sollen. [...] Unser Freund [Wieland], der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.“

<sup>32</sup> Vgl. auch SEELE 1995, 85.

lectat Ennius, Pacuvius, Accius, multi alii, qui non verba, sed vim Graecorum expresserunt poetarum – quanto magis philosophi delectabunt, si ut illi Aeschylum, Sophoclem, Euripidem sic hi Platonem imitentur Aristotelem, Theophrastum. oratores quidem laudari video, si qui e nostris Hyperidem sint aut Demosthenem imitati.

Bei Horaz (*ars* 133ff.) bezeichnet die Formel *verbo verbum reddere* übrigens das „wortwörtliche Übersetzen“ eines Dolmetschers. Der Adressat dieser Zeilen ist hier aber kein Übersetzer, sondern ein Dichter, der einen bereits behandelten Stoff nochmals verwenden will: Du kannst ruhig einen bereits behandelten Stoff wieder aufgreifen,

... wenn du dich nur nicht in einem niveaulosen und vielbetretenen Kreis aufhalten und dich nicht darum bemühen wirst, den Text Wort für Wort wiederzugeben wie der wortgetreue Dolmetscher und dich nicht als Nachahmer in die Enge treiben lässt.

... si

non circa vilem patulumque moraberis orbem  
nec verbo verbum curabis reddere fidus  
interpres nec desilies imitator in artum.

In diesem Zusammenhang sollte man die vielfach gegebene Anweisung „So frei wie nötig, so wörtlich wie möglich!“ erwähnen; sie zielt eigentlich nur darauf,<sup>33</sup> eine Mitte zu suchen zwischen einer zielsprachlichen Normgerechtigkeit, die eine zwar bequeme, aber vielleicht irreführende Verständlichkeit suggeriert, und einer vermeintlichen Werktreue, der man sich durch ein „wörtliches“ Übersetzen anzunähern glaubt.<sup>34</sup>

Was aber bedeutet im Rahmen dieses Kompromisses „so wörtlich wie möglich“ und „so frei wie nötig“? Auf der Ebene der Syntax kann man diese Regel ein Stück weit befolgen, indem man die ausgangssprachliche Reihenfolge der Wörter nicht gedanken-

---

<sup>33</sup> Vgl. HERMES 1964.

<sup>34</sup> Es sei dahingestellt, ob das Problem „wörtlich oder frei“ mit zweisprachigen Textausgaben gelöst wird. Ebenso bleibt bisher ungeklärt, ob Übersetzungen in einer *zweisprachigen* Textausgabe „anders“ sein dürfen / müssen als in einer *einsprachigen* Übersetzung.

los zerstört, sondern erhält, soweit die zielsprachliche Syntax dies zulässt (das bedeutet: „so frei wie nötig“).

Diese Einschränkung zeigt bereits, dass die „wörtliche Übersetzung“ nicht mit der „Wort-für-Wort-Übersetzung“ verwechselt werden darf.

Die Wort-für-Wort-Übersetzung, zu der auch der aus dem Mittelalter bekannte Typ der Interlinearversion zu rechnen ist, richtet sich nach den syntaktischen Strukturen der Ausgangssprache, die wörtliche Übersetzung hingegen nach dem syntaktischen Regelsystem (auf der System- und Normebene) der Zielsprache. Die Wiedergabe des Satzes *I have read the book* mit *Ich habe das Buch gelesen* ist eine wörtliche Übersetzung [...], weil der Übersetzer unter Beibehaltung der ausgangssprachlichen Satzkonstruktion nur eine syntaktische Umordnung in der Abfolge der einzelnen Wörter dieses Satzes nach Maßgabe zielsprachlicher Syntaxregeln vorgenommen hat. Die Übersetzung *\*Ich habe gelesen das Buch* hingegen wäre eine [...] Wort-für-Wort-Übersetzung. Gelegentlich sind wörtliche Übersetzung und Wort-für-Wort-Übersetzung identisch.<sup>35</sup>

Ob man den Satz *librum legi* mit „Das Buch habe ich gelesen“ oder mit „Ich habe das Buch gelesen“ übersetzt, hängt gewiss vom Kontext ab, der diese oder jene Intonation erfordert. Aber grundsätzlich sollte zunächst (im Sinne einer „Arbeitsübersetzung“) die Übersetzung bevorzugt werden, die die lateinische Wortfolge weitestgehend beibehält.

Die „wörtliche Übersetzung“ kann ebenso wie die „Lehnübersetzung“ und die „Wort-für-Wort-Übersetzung“ als Substitution, d.h. als Textumwandlungsprozedur, oder als Kommutation (als ein intersprachlicher Austausch sprachlicher Zeichen) verstanden werden. Die „freie, nichtwörtliche Übersetzung“ ist dagegen eine Paraphrasierung des ausgangssprachlichen Textes auf syntaktischer und semantischer Ebene (s.u. Kapitel 4: „Übersetzung und/oder Paraphrase“).

---

<sup>35</sup> STAMMERJOHANN/JANSSEN 1975, 524f.

In einem bemerkenswerten Aufsatz weist Dieter Lohmann<sup>36</sup> auf die besondere Bedeutung des lateinischen Hyperbaton hin. Dieses „Stilmittel“ gehört zu den unübersetzbaren Phänomenen. Dennoch ist im Verstehensprozess die Reihenfolge der Wörter möglichst sorgfältig zu beachten. Denn bei jeder sprachlichen Äußerung geht der Sprecher davon aus, dass der Empfänger sie in der von ihm gewollten Reihenfolge aufnimmt. Wer sich nicht daran hält, läuft Gefahr, das vom Autor Gemeinte falsch zu gewichten, falsch zu deuten, es nur zum Teil oder gar nicht zu verstehen.<sup>37</sup>

Lohmann beklagt, dass der Verstehensprozess meist nicht dem Ablauf im Zeitkontinuum, sondern der Gegenrichtung vom Ende zum Anfang, d.h. gegen die vom Autor gewollte Verstehensrichtung, folgt. Er weist mit Recht darauf hin, dass man gewöhnlich zwar viel Wert auf die Identifikation von Wortstellungsfiguren (z. B. Chiasmus, Parallelismus, Hyperbaton usw.) lege und diese auch für die Interpretation nutze, die „gewöhnliche“ Wortstellung im Verstehensprozess aber ignoriere und statt dessen „ordne“, „umstelle“, „konstruiere“, bevor man übersetze. Lohmann stellt fest:

Die entscheidende Grundregel für Verstehen und Übersetzen ist leicht zu definieren: Übersetze grundsätzlich am Satzfa-  
den entlang und stelle nur dann – dann aber bewusst! – die  
Wortfolge um, wenn es nach den deutschen Satzbauregeln  
erforderlich ist.<sup>38</sup>

Hier wird also kein „Wort-für-Wort-Übersetzen“, sondern ein „Wort-für-Wort-Verstehen“ verlangt, ohne auf „die gezielte Voraus-schau auf sprachliche Signale im Satzablauf“ zu verzichten.

Mitunter ist zwar ein „Wort-für-Wort-Verstehen“, aber kein „Wort-für-Wort-Übersetzen“ möglich:

Ianum Quirinum clausit et ordinem  
rectum evaganti frena licentiae  
iniecit movitque culpas  
et veteres evocavit artis.<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> LOHMANN 2007.

<sup>37</sup> Vgl. LOHMANN 2007, 168.

<sup>38</sup> LOHMANN 2007, 175.

<sup>39</sup> Hor. *carm.* 4,15,8–12.

- (a) [Caesar Augustus] schloss das Tor des Ianus Quirinus und die richtige Ordnung gab er einer die Zügel nicht achtenden Freiheit und beseitigte das Verbrechen und rief die alten Fähigkeiten zurück.
- (b) [Caesar Augustus] schloss das Tor des Ianus Quirinus und einer die richtige Ordnung nicht achtenden Freiheit legte er Zügel an und beseitigte das Verbrechen und rief die alten Fähigkeiten zurück.

In (a) ist *ordinem rectum* Objekt zu *iniecit*; in (b) ist *ordinem rectum* Objekt zu *evaganti*.

Dass bei Nichtbeachtung der Sukzessivität der sprachlichen Zeichen Missverständnisse und Fehler möglich sind oder die Sätze ihre Spannung verlieren, veranschaulicht Lohmann an Martial (10,8): *Nubere Paula cupit nobis, ego ducere Paulam / nolo: anus est. Vellem, si magis esset anus*. Die folgende Skizze des Verstehensablaufs ist keine Übersetzung, aber für die Übersetzung relevant: „Heiraten Paula möchte mich, ich heiraten Paula / nicht will: Eine alte Frau ist sie. Ich wollte, wenn mehr sie wäre eine alte Frau.“

Der gattungsspezifische Aufbau eines Epigramms<sup>40</sup> lässt es auf keinen Fall zu, den Text gegen die vom Autor gegebene Richtung verstehen zu wollen. Denn in einem zweiteiligen Epigramm soll die Aussage im ersten Teil eine Erwartung wecken, die erst mit der Sinndeutung / Sinnerhellung im zweiten Teil erfüllt wird. Eine syntaktisch akzeptable Übersetzung des Epigramms könnte daher lauten: „Heiraten möchte mich Paula, ich will Paula nicht heiraten: / Sie ist eine alte Frau. Ich wollte es, wenn sie noch älter wäre.“

Die semantischen Unterschiede zwischen *cupere* und *velle* und zwischen *nubere* und *ducere* sind kaum angemessen wiederzugeben. Hier hilft notfalls eine „Fußnote“, die auf das Unübersetzbare hinweist. (Wer übersetzt, sollte stets das ihm unübersetzbar Erscheinende sorgfältig protokollieren und für einen zweiten Versuch aufheben.)

Die „Logisierung“ der sukzessive verstandenen Aussagen des Textes sollte man vermeiden. Das Epigramm braucht also nicht so

---

<sup>40</sup> Vgl. Basisartikel zu AU 54.6 (2011) „Epigramm“.

übersetzt zu werden: „Heiraten möchte mich Paula, ich [aber] will Paula nicht heiraten: / Sie ist [nämlich] eine alte Frau. Ich wollte es [nur dann], wenn sie noch älter wäre [und ich sie dann schneller beerben könnte].“

Ein weiteres Textbeispiel (Caesar, *Gall.* 1,28,5):

Boios petentibus Haeduis, quod egregia virtute erant cogniti, ut in finibus suis conlocarent, concessit.

- (a) Dass sie die Boier auf ihrem Gebiet siedeln ließen, erlaubte er den Häduern, als sie sie darum baten, weil sie (= die Boier) durch ihre überragende Tapferkeit bekannt waren. (*ut*-Satz = Objekt zu *concessit*.)
- (b) Den Häduern erlaubte er, als sie (ihn) darum baten, ... die Boier auf ihrem Gebiet siedeln zu lassen. (*ut*-Satz = Objekt zu *petentibus*.)
- (c) Als die Häduer darum baten, die Boier auf ihrem Gebiet siedeln zu lassen, ... erlaubte er es. (*ut*-Satz = Objekt zu *petentibus*.)

Hier hilft auch der Ratschlag, wörtlich (= strukturidentisch) zu übersetzen, nicht weiter. Das Abweichen von einem wörtlichen oder gar Wort-für-Wort-Übersetzen ist hier unausweichlich. Allerdings sollte man auch hier nicht so weit vom Prinzip der „Wörtlichkeit“ abweichen, dass man ausgangssprachliche Partizipien unbekümmert „logisiert“, d.h. in eine im Originaltext nicht markierte logische Abfolge bringt. Das wäre der Fall, wenn man z.B. *petentibus Haeduis* gleich mit zielsprachlichen Adverbialsätzen wiedergäbe, die z.B. Kausalität, Temporalität oder Konzessivität unterstellen. Dadurch würde die im Original vorhandene Mehrdeutigkeit aufgehoben. So viel zur Syntax.

Auf der Ebene der Lexik und Semantik meint man mit „wörtlich“ bisweilen die Berücksichtigung traditioneller Wortgleichungen und den unreflektierten Austausch von „Vokabeln“. Hier wird nicht gefragt, was der Autor „meint“, sondern was die Wörter „heißen“. Auf diese Weise entsteht aber keine „wörtliche Übersetzung“, sondern nur „die ‚technische‘ Voraussetzung“<sup>41</sup> dafür, dass man der Meinung des Autors näher kommt.

---

<sup>41</sup> HERMES 1964, 110.

Die Entscheidung zwischen „wörtlich“ („dokumentierend“) und „frei“ („transponierend“) ist – so scheint es – von der literarischen Gattung bzw. von dem „Texttyp“ (inhaltsbetont, formbetont und appellbetont) abhängig, dem das Original zugeordnet werden kann.<sup>42</sup> So kommt „wörtlich-dokumentierendes“ Übersetzen gewöhnlich bei „inhaltsbetonten“ (z.B. philosophischen oder historischen) Texten infrage, die „Invarianz auf der Inhaltsebene“<sup>43</sup> verlangen, während „transponierend-freies“ Übersetzen bei formbetonten (z.B. poetischen) und bei appellbetonten Texten (z.B. Reden) angebracht zu sein scheint.

Es bleibt allerdings umstritten, ob eine transponierend-freie (zielsprachenorientierte) Übersetzung poetische Texte wirklich angemessen wiedergibt.<sup>44</sup> Vielleicht sollte auch in einem zielsprachlichen Gewand möglichst viel Fremdheit bewahrt bleiben. Dann verschwimmt aber die Grenze zu einem dokumentierenden (stärker ausgangssprachlich orientierten) Übersetzen, das die Fremdheit nicht beseitigt, fremdartige Bilder und Vorstellungen des Originals nicht ersetzt und die Wortfolge des Originals nicht aufgibt.

Die Entscheidung zwischen einer transponierend-freien, d.h. zielsprachenorientierten, und einer dokumentierenden, d.h. ausgangssprachlich orientierten Übersetzung muss selbstverständlich auch die Interessen des Lesers berücksichtigen, der u.U. eher erfahren möchte, *was* z.B. Seneca über das „Glück“ und andere Grundfragen der menschlichen Existenz gesagt hat, und weniger, *wie* er es gesagt hat.

Auch wenn die Grenzen zwischen den Texttypen nicht immer scharf zu ziehen sind, so stellt doch eine Texttypologie dem Übersetzenden ein *Kategoriensystem* zur Verfügung, das die Anfertigung und die Kritik der eigenen Übersetzung begleiten und den Über-

---

<sup>42</sup> Darauf wies bereits SCHADEWALDT 1970 hin. Vgl. auch REISS 1971 sowie KITZBICHLER/LUBITZ/MINDT 2009, bes. 336–342: „Texttypenspezifische Übersetzung“.

<sup>43</sup> REISS 1971, 37.

<sup>44</sup> Dazu FUHRMANN 1992, bes. 17–20 in dem Abschnitt über die „Tradition der Übersetzungsmaximen“. Die Maxime, „Fremdheit zu bewahren“, berücksichtigt auch ROSENBACH 1969.

setzer unter nachvollziehbaren Gesichtspunkten steuern kann.<sup>45</sup> Ein System übersetzungskritischer Kategorien ist zwar noch keine ausgefeilte Theorie, bietet aber die Möglichkeit, die Übersetzungspraxis zu reflektieren<sup>46</sup> und ein gesundes „Vorbehaltsverhältnis“ gegenüber den Möglichkeiten des Übersetzens zu entwickeln. Dadurch wird nicht zuletzt eine nachvollziehbare Analyse von *Übersetzungsfehlern* möglich.

In diesem Zusammenhang ist noch zu fragen, ob man poetische (überwiegend „formbetonte“) Texte in *Prosatexte* transformieren darf. Diese Frage lässt sich positiv beantworten, wenn das Original nicht total „entpoetisiert“ oder „entrhythmisiert“ wird<sup>47</sup> und die Abkehr von der metrischen Form keinen modernistischen Übersetzungsstil zur Folge hat. Schleiermachers Empfehlung, in der Übersetzung „das Fremde spürbar zu machen, ohne zu befremden“,<sup>48</sup> räumt dem Übersetzer einen begrenzten Gestaltungsspielraum im Umgang mit der Form des Originals ein. So ist es denkbar, ein ausgangssprachliches Versmaß durch ein anderes zielsprachliches Versmaß oder durch mehrere verschiedene zielsprachliche Versmäße wiederzugeben.<sup>49</sup>

Unter dem Gesichtspunkt der „Werktreue“ bleibt es allerdings problematisch, auf die „Fesseln des Verses“ ganz zu verzichten, zumal selbst ein in Form einer Prosaübersetzung „vollständig reproduzierter Inhalt“<sup>50</sup> noch keineswegs ein Gedicht als ganzes widerspiegelt. Das zeigt Walther Killy sehr eindrucksvoll am Beispiel einiger Übersetzungsversuche der Horaz-Ode 1,5:

Das wird deutlich, wenn man sich – höchst unpoetisch –  
eine Interlinearversion der ersten Strophe denkt, die etwa

---

<sup>45</sup> Sehr gute Anregungen gibt REISS 1971. Die Beschreibung der Schwierigkeiten der Übersetzung ist ebenfalls auf bestimmte Kategorien angewiesen. Vgl. NICKEL 1979.

<sup>46</sup> Zur Anwendung des von Reiss entwickelten Kategoriensystems im Bereich der Übersetzung von altsprachlichen Texten: NICKEL 1978, 112–118.

<sup>47</sup> Das beklagt Paul Dräger bei Raoul Schrotts Übersetzung der *Ilias* (DRÄGER 2009, 16).

<sup>48</sup> SCHADEWALDT 1958, 324.

<sup>49</sup> So ist z.B. NORDEN 1903 vorgegangen, der den Vergil-Text in zweisprachiger Darstellung seinem Kommentar vorangestellt hat.

<sup>50</sup> KILLY 2000, 27.

so lauten müsste: „Welcher auf vielen schlanke dich Jüngling Rosen / übergossen mit flüssigen bedrängt Wohlgerüchen / in anmutiger, Pyrrha, Grotte? Für wen das blonde bindest Haar?“ Das ist kein Deutsch [...]. Vielmehr macht die sprachlich regelwidrige Abfolge deutlich, was im Lateinischen zwar kühn, aber doch nicht regelwidrig ist: Eine Folge von Vorstellungen, die jedes einzelne Wort für sich stehen, wirksam werden und seinen noch nicht überschauten Zusammenhang erwarten lässt. Dass dieser Zusammenhang gewahrt sei, dafür bürgt auch die lateinische Formenlehre und Syntax, deren Deutlichkeit die Interlinearversion allerdings nicht reproduziert. Das Hyperbaton (Sperrung entgegen der gewohnten Wortfolge) bleibt unnachahmlich, und damit unnachahmlich das Spiel zwischen Spannung und Lösung, unnachahmlich auch das Bedeutende der Wortstellung. [...] Das Lateinische ermöglicht also Verhältnisse, vor denen der Übersetzer [...] a priori resignieren muss.<sup>51</sup>

Die Trennung zweier syntaktisch zusammengehörender Wörter durch die Zwischenschaltung eines unmittelbar nicht an diese Stelle gehörigen Satzgliedes ist zwar optisch oder akustisch wahrnehmbar, aber ins Deutsche nicht übertragbar. Quintilian (*inst.* 8,2,14) machte schon darauf aufmerksam, dass das Hyperbaton die sprachliche *perspicuitas* gefährde, wenn es gehäuft vorkomme. Er zitiert Vergil *Aen.* 1,109 als ein Beispiel für ein „schwieriges“ Hyperbaton: *saxa vocant Itali, mediis quae in fluctibus, aras*. Gerhard Fink übersetzt (2005): „„Altäre‘ nennen die Italer Felsen inmitten der Fluten [...]“ Die Übersetzung des Hyperbaton *mediis [...] in fluctibus* wird noch durch die Anastrophe (*inversio*) am Anfang des elliptischen Relativsatzes erschwert.

Auch für Dieter Lohmann<sup>52</sup> gehört dieses „Stilmittel“ zu den unübersetzbaren Phänomenen. Gerade deshalb sei auch hier die Reihenfolge der Wörter im Prozess des Verstehens sorgfältig zu beachten. Denn bei jeder sprachlichen Äußerung gehe der Sprecher davon aus, dass der Empfänger sie in der von ihm gewollten Reihenfolge aufnehme. Wer sich nicht daran halte, riskiere, das, was der Autor gemeint hat, falsch zu gewichten, falsch zu deuten, es

---

<sup>51</sup> KILLY 2000, 28.

<sup>52</sup> LOHMANN 2007; und vgl. oben S. 28.

nur zum Teil oder gar nicht zu verstehen.<sup>53</sup> Wenn man einen Text nicht liest, sondern hört, kann man den Text doch auch nur in der Reihenfolge der sprachlichen Zeichen verstehen.

Wenn man davon ausgeht, dass „wörtlich-dokumentierendes“ Übersetzen bei form- und appellbetonten (z.B. poetischen) Texten infrage kommt, dann bedeutet dies, dass man die Strukturen des Originals kopiert und die Wortfolge beibehält, soweit die zielsprachlichen Normen es zulassen. Dann bleibt das Original in seiner Diktion erhalten. Das Ziel ist eine möglichst ähnliche und vollständige Wiedergabe. Die Eliminierung des Fremden wird vermieden. Fremde Bilder und Vorstellungen werden nicht ersetzt. Diese „rigorose Wörtlichkeit“<sup>54</sup> kann dazu führen, von zielsprachlichen Konventionen abzuweichen, wenn z.B. Stilmittel nicht verwischt oder eingeebnet, sondern abgebildet und wirkungsadäquat übersetzt werden sollen.<sup>55</sup>

Der Übersetzer hat die Aufgabe, den Leser dazu zu ermuntern, sich zu dem fremden Autor hinüber zu begeben. Er kann dabei u.U. auch von der Annahme ausgehen, dass der Leser originalsprachliche Kenntnisse hat und in der Lage ist, die Texte mit ihren ausgangssprachenorientierten Übersetzungen in zweisprachigen Textausgaben synoptisch zu lesen.<sup>56</sup>

Ein Beispiel: Horaz, *carm.* 3,13

Du, Quelle der Bandusia, klarer als Glas, des süßen Weines würdig, nicht ohne Blumen, morgen wirst du beschenkt mit einem Bock, dem die Stirn schon geschwollen mit Hörner-	3
spitzen Liebe und Kämpfe verheißt, umsonst, denn die eiskalten Fluten wird dir färben mit rotem Blut der munteren Herde Spross;	6

---

<sup>53</sup> Vgl. LOHMANN 2007, 168.

<sup>54</sup> FUHRMANN 1992, 15.

<sup>55</sup> Auch in einem zielsprachlichen Gewand sollte möglichst viel Fremdheit bewahrt bleiben: FUHRMANN 1992, bes. 17–20 in dem Abschnitt über die „Tradition der Übersetzungsmaximen“.

<sup>56</sup> Vgl. NICKEL 1999.

dich kann die grausame Stunde des sengenden Hundes nicht berühren, du bietest liebliche Kühlung den vom Pflug erschöpften Stieren und dem umherziehenden Vieh;	9   12
auch du wirst zu den berühmten Quellen gehören, weil ich besinge die auf hohlen Felsen stehende Eiche, von wo geschwätzig deine Wasser herabspringen.	15
O fons Bandusiae splendidior vitro, dulci digne mero non sine floribus, cras donaberis haedo, cui frons turgida cornibus	3
primis et Venerem et proelia destinat, frustra, nam gelidos inficiet tibi rubro sanguine rivos lascivi suboles gregis,	6
te flagrantis atrox hora caniculae nescit tangere, tu frigus amabile fessis vomere tauris praebes et pecori vago;	9  12
fies nobilium tu quoque fontium me dicente cavis impositam ilicem saxis, unde loquaces lympphae desilient tuae.	15

Einige Gedanken zur Interpretation dieses Textes: Horaz redet die Quelle (der) Bandusia an, die noch „klarer ist als Glas“; die Hyperbel ist ein Merkmal des lyrischen Textes. Auffallend sind die Gegensätze: klares Wasser und (roter) Wein, klares Wasser und rotes Blut (des Opfertieres); Schönheit (*locus amoenus*) und Tod des Tieres durch ein blutiges Opferritual; Erschöpfung und Erholung (an der Quelle); Sommerhitze und erfrischend kaltes Wasser; Vitalität des Ziegenbockes und sein Tod als Opfertier (Mortalität); Dauer (die ewig sprudelnde Quelle) und Begrenzung der Lebenszeit. Die Anrede wird wiederholt, die Quelle als göttliches Wesen personifiziert: *tibi, te, tu, tuae* . . . Das Gedicht erhält dadurch einen fast

hymnischen Charakter. Der poetische Text verleiht dem reflektierten Gegenstand dauernde Berühmtheit: „Auch du wirst zu den berühmten Quellen gehören, (denn) ich besinge die auf hohlen Felsen stehende Eiche, aus denen geschwätzig deine Wasser herabspringen.“

Das Wort des Dichters (der Ablativ mit prädikativem Partizip – *me dicente* – als prägnante Formel für das poetische Schaffen) verleiht / schafft Zukunft und Dauer (vgl. Ode 3,30: *exegi monumentum aere perennius*, die das große Selbstbewusstsein des Dichters als eines Schöpfers und Propheten zum Ausdruck bringt). In diesem Sinne verwendet der Dichter das Futur, mit dem er auf die nähere und fernere Zukunft verweist: *donaberis, inficiet, fies nobilium tu quoque fontium*. Poetische Topoi: eine Quelle unter dem Schatten eines Baumes schafft Erquickung in der Sonnenhitze; Felsen, von dem das Wasser herabsprudelt; Opfergaben. Bukolisch anmutende Idylle.

Diese und weitere Beobachtungen sollten der Übersetzung vorausgehen. Dabei wird auch gefragt, ob und inwieweit die „Stilmittel“ übersetzbar sind. Hier scheint es wieder schwierig zu sein, die Hyperbata zu übersetzen. Um so wichtiger ist es, die Bedeutung dieser so häufigen Wortstellungsfigur vor der Übersetzung zu identifizieren (z.B. *dulci ... mero; gelidos ... rivos; lascivi ... gregis; nobilium ... fontium; cavis ... saxis; lymphae ... tuae*).

Die fehlende Logisierung des Abl. abs. sollte man ebenfalls bedenken und den Ablativ mit prädikativem Partizip nicht sofort mit einem Kausal- oder Temporalsatz wiedergeben.

Die letzte Strophe verschiebt die Gewichte. Jetzt wird es Ernst: Ohne den Dichter und sein Werk – durch *me dicente* bringt sich das lyrische Ich in grandioser Brevitas und Prägnanz in den Vordergrund – wird der Gegenstand verloren gehen oder vielleicht gar nicht existieren. Erst die Poesie produziert und perenniert die Welt. Die Sprache lässt Außersprachliches wirklich und dauerhaft werden.